

Der kranke Wald

Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter

Der Wald ist nicht nur ein Objekt für Boeren und Maler, sondern zugleich eine wichtige volkswirtschaftliche Rohstoffquelle. Sie versteht, wenn der Wald nicht pfleglich behandelt, oder wenn der Holzmarkt nicht genügend gegen die Einfuhr billigerer, häufig durch Raubbau gemommener Hölzer geschützt wird. In die Wirtschaft eines Landes nicht mehr von dem Grundbesitz beherrscht, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist, so erkrankt auch der Wald und mit ihm leiden nicht etwa nur die privaten und öffentlichen Waldbesitzer, sondern auch viele Tausende von Arbeitern in den abgelegenen Waldgebieten, die nur durch die Waldarbeit ihr färgliches Brot verdienen können. In besseren Zeiten, die wir mit Recht noch immer für die normalen halten, brachte der deutsche Wald eine dauernde Rente, die auf etwa 800 Millionen Mark jährlich geschätzt wurde. Sie floß keineswegs nur in die Taschen des großen Grundbesitzes und des Staates, der hierdurch einen nicht unerheblichen Teil seines Steuerbedarfs decken konnte, sondern sie verteilte sich auch auf Hunderttausende von Kleinbauern, denen sie ihre Existenz, namentlich in schlechten Erntejahren, erleichterte. Heute ist der gesamte deutsche Waldbesitz unrentabel geworden. Wer seine Wälder pflügen und schonen will, der muß große Zuschüsse aufwenden können. Wer aber genutzungen ist, ihn zu verkaufen, muß ihn verschleudern. Für Renaufstellungen und Kulturarbeiten fehlt überall das Geld, das früher die Waldwirtschaft selbst aufbrachte.

Wie kann man den kranken deutschen Wald wieder gesund machen? Deutschland bedarf einer Einfuhr von gewissen Qualitätsbäumen aus dem Auslande, kann im übrigen jedoch fast den gesamten Bedarf seiner Holz- und Papierindustrie selbst decken. Vollmaßnahmen zum Schutze der deutschen Holzwirtschaft sind aber bereits von den letzten Reichsregierungen ergriffen worden. Noch ist zwar die Vollmauer nicht lückenlos, aber es sind keineswegs die Pölle allein, die der deutschen Waldwirtschaft ihre Rentabilität zurückgeben können. Wieder haben Produktion und Konsum die Holzpreise ausschließlich nach ihren eigenen, einseitigen Wünschen und Bedürfnissen bestimmen wollen. Jetzt muß endlich ein mittlerer Preis gefunden werden, bei dem alle Teile ihr Auskommen finden. Der Konsum wird also nicht länger Holzpreise fordern dürfen, zu denen der deutsche Wald sein Holz nicht zu liefern vermag. Und die deutsche Waldwirtschaft wird ihre Produktionskosten so weit senken müssen, daß die holzverarbeitenden Industrien konkurrenzfähig bleiben.

In der notwendigen Senkung der waldwirtschaftlichen Selbstkosten kann der Staat sehr viel beitragen. Gegenwärtig überlastet er den leistungsfähigen Waldbesitz erst mit Steuern und Abgaben und muß ihm dann, wenn er wirtschaftlich zusammenbricht, die Steuern erlassen und Mittel zu seiner Umkehrung zur Verfügung stellen. Das ist natürlich eine völlig verkehrte Finanzpolitik. Steuern kann nur ein rentabler Produktionszweig tragen, ein unrentabel gewordenen wird es früher oder später von sich abwählen. Ganz ähnlich steht es mit der Befähigung der Frachtkosten. Wenn die Holzpreise heute 40 Prozent unter dem Friedensstand liegen, die Frachten aber um 50 und mehr Prozent darüber, so darf man sich nicht wundern, daß das deutsche Holz keinen genügenden Absatz findet. Eine Senkung der Frachten würde einen Mehrverbrauch und damit auch eine Zunahme der transportierten Holzmassen herbeiführen. Eine Politik der Frachtwertbilligung würde also der Reichsbahn zwar zunächst erhebliche Einnahmehausfälle, später aber durch bessere Ausnutzung ihrer Transportmittel zum mindesten teilweise einen Ausgleich bringen. Eine gesunde einheimische Wald- und Holzwirtschaft wäre für die Reichsbahn ein weit besserer Kunde als der Im-

port und die Durchfuhr ausländischer Hölzer. Hier von abgesehen aber darf die Reichsbahn sich bei ihrer Tarifpolitik nicht ausschließlich von Gewinn- und Rentabilitätsbetrachtungen leiten lassen, sondern muß als nationales Wirtschaftsinstrument an der Befähigung der kranken Wirtschaftsteile aktiv mitwirken. Nur so schafft sie sich die leistungsfähigen Auftraggeber, die sie braucht, um selbst künftig wieder rentabel arbeiten zu können.

Der deutsche Wald ist ein Nationalgut, das nur zu Preisen abgesetzt werden darf, die seinem inneren Wert entsprechen. Solange das nicht möglich ist, wird dieses Gut nicht bewirtschaftet, sondern verschleudert. Dann aber bringt der Wald selbstverständlich nicht die Mittel ein, die zur Erhaltung guter Kulturen notwendig sind. Ein unrentabler Wald wird auf die Dauer auch forstwirtschaftlich nicht gesund erhalten werden können. Ausgedehnte Gebiete harren der Auferstehung, weil sie nur hierdurch für spätere Geschlechter nutzbringend gemacht werden können. Auch diese Kulturarbeit legt eine Wiederherstellung der Rentabilität unserer Waldwirtschaft voraus. Der deutsche Boden kann viel zusätzliche Arbeit geben, wenn seine Erzeugnisse ausreichend geschützt werden gegen die fremde, billigere Arbeit. Eine Regierung, der es gelingt, die Kräfte der deutschen Waldwirtschaft zu heilen, schafft eine neue Lebensgrundlage für viele Tausende von Arbeitlosen.

Englands Demütigung und Rache an China

Von Sven Hedén

Die Provinz Jehol oder Dschol, die der unerfällliche japanische Imperialismus China entriß, hat ihren Namen von der alten Residenz Jehol der Mandschu-Kaiser. Sven Hedén hat diese Kaiserstadt vor kurzem bereist, um sie in Wort und Bild für die Nachwelt in seinem Werke: Jehol, die Kaiserstadt (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig) festzuhalten. Wie es scheint, war es wirklich höchste Zeit, daß der Forscher diese Expedition durchgeführt hat. Vielleicht würde er bald nur noch wüste Trümmer von den einstmalig so prächtigen und glanzvollen Palästen und Klöstern vorfinden. Wir entnehmen dem Buche mit Erlaubnis des Verlags einen Abschnitt, der den Leser in die großen Zeiten Jehols zurückverleitet. Kaiser Chien-lung schreibt an Georg III. von England. Dieser Briefwechsel ist von tragischer, historischer Interesse. Der krasse Unterschied zwischen der einseitigen Machtstellung Chinas und seiner jetzigen Ohnmacht wird daraus ersichtlich.

Im 8. Regierungsjahr, im achten Monat am Tag Chimon, erließ Chien-lung eine Anweisung an den König von England. Die Urkunde ist bei Bodhouse und Mand vollständig wiedergegeben. Hier folgt nur ein Auszug aus der von Professor F. Vessing besorgten Uebersetzung des Originals.

1. Das Gesuch der Engländer um die Eröffnung allgemeiner Handelsbeziehungen wird mit dem Hinweis abgelehnt, daß China selbst alles erzeugt, was es braucht. Der Handel mit Porzellan, Seide und Tee wird auch für die Zukunft wie bisher gesteuert. Eine Herabsetzung der Handelsbeziehungen mit Fremden wird abgelehnt.

2. Das Ersuchen um die Errichtung neuer Handelsplätze in King-po, auf den Chu-shan-Inseln, in Tientsin und Kanton wird abgewiesen, weil bisher alle Fremden ihren Handel in Katoo betrieben haben, ein Zustand, mit dem sich die handelstreibenden Fremdlinge aus deinem Lande bisher zufrieden gegeben haben. In den genannten Orten hat es bisher weder handelstreibende Fremde noch Dolmetscher noch Abnahmöglichtkeiten gegeben.

3. Der Wunsch nach Errichtung einer Handelsniederlage in Peking wird abgewiesen, weil seine Erfüllung mit den

chinesischen Verhältnissen unvereinbar wäre. Der Hinweis auf die Russen trifft nicht zu. Peking ist viel weiter von England entfernt als Kanton, für die Russen liegt es aber näher.

4. Das Ersuchen um Errichtung einer Krede in der Nähe der Chu-shan-Inseln wird aus dem gleichen Grunde abgewiesen wie das Ansinnen Nr. 2, ferner auch deshalb, weil jedes kleinste Stück chinesisches Gebiet unter fester Verwaltung steht und der Kaiser nicht in der Lage ist, einen Bräutigang zuzulassen.

5. Die Bitte um Errichtung eines Niederlageplatzes in Kanton für die handelstreibenden Fremdlinge aus England wird abgewiesen, weil Katoo für alle Fremdlinge genügt.

Dort vermitteln die Hong-Kaufleute zwischen den Fremden und den Chinesen, dadurch werden Reibereien vermieden. Auch hierin muß der Kaiser sich hüten, einen Vorgang zu schaffen. Aus dem gleichen Grunde kann auch die Bewegungsfreiheit für Fremde nicht zugesprochen werden.

6. Das Ersuchen um Abschaffung oder Senkung des Inlandzolles für die englischen Schiffe, die zwischen Katoo und Kanton auf dem Verfluh verkehren, wird abgelehnt, weil die Anzahl der Schiffe sehr groß ist und gleiches Recht für alle gelten muß.

7. Den Wunsch, daß die Abgaben in allen chinesischen Häfen gleichmäßig bemessen werden, müssen wir mit der Begründung abschlagen, daß ja doch nur der Hafen von Kanton in Frage kommt.

8. Das Ersuchen um Freiheit der Glaubensverbreitung wird unter Hinweis auf die uralte chinesische Glaubenslehre abgelehnt, auf der das chinesische Staatswesen beruht. Der Kaiser versteht sehr wohl, daß diese Forderungen aus der mangelhaften Einsicht des englischen Königs in die Verhältnisse des chinesischen Kaiserreichs entspringen, vielleicht auch die Untergebenen des Königs eigenmächtig vorgegangen. Wegen des großen Abstandes zwischen England und China hat der Kaiser die Belohnung für den König größer als üblich bemessen. Der Kaiser erwartet Verständnis und ehrerbietigen Gehorsam.

Die Schlussformel wird von Bodhouse und Mand mit folgenden Worten überlegt. Sie lautet u. a.:

Wenn Du nach Empfang dieses Erlasses Dein Ohr leichtfertig den Einflüsterungen Deiner Untergebenen leibst und Deinen handelstreibenden Fremdlingen gestattet, nach Tscheking oder Tientsin vorzudringen, um dort zu landen und Handel zu treiben, dann werden sich die Gesetze Meines chinesischen Reiches als äußerst streng erweisen, und die örtlichen Behörden, bürgerliche und militärische, sind verpflichtet, die Gesetze des Landes in Ehrfurcht zu erfüllen. Sollten Deine Schiffe unsere Küste anlaufen, so wird es wahrlich Deinen Kaufleuten niemals erlaubt werden, hier zu landen oder gar sich niederzulassen, sondern sie werden sofort verjagt. In diesem Falle hätten Deine handelstreibenden Fremdlinge nur eine lange Reise vergebens gemacht. Sag dann nicht, Du seist nicht rechtzeitig im guten gewarnt worden! Gehorche! Höre! Und laß Dich nicht zur Säumnigkeit hinreißen! Dies ist Mein ausdrücklicher Befehl!

Diese hochfahrende und verächtliche Antwort an den König von England bedarf keiner weiteren Erklärung. Auffallend ist nur, daß Chien-lung die Gesandtschaft des Königs mit ebensoviel Stolz und Prunk empfing wie dreizehn Jahre vorher der Tsching Lama und sein Gefolge. Denn der König von England galt ihm nur als Botsall, der Tsching Lama aber war Herr aller lamaistischen Länder des Reichs der Mitte. Tibet bedeutete für den Kaiser von China unendlich viel mehr als England.

England hat sich für die Berunglimpfung, die es mit dieser Antwort erfährt, im nächsten Jahrhundert königlich gerächt. In den Jahren 1842, 1858, 1860/61, 1898 und 1900 folgte die Rache Schlag auf Schlag.

Wann Töchter Frauen werden. J. SCHNEIDER-FOERSTL. URHEBER-RECHTSSCHUTZ: VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU (11. Fortsetzung.)

Er verspürte, wie das Blut in seinen Adern wieder in normalem Zeitmaße zu rinnen begann. Unter dem dreitausendfachen Tor stand Suse und schwenkte ein Büchel Birtengrün. Obwohl sie an ihm vorüber sah, als er in vorsichtiger Wendung durch das enge Gemäuer in den Burghof bog, hätte er doch im Ueberflusse der Freude jeden Stein küssen mögen, der ihren Füßen Stütze bot.

„Er ist wirklich ein selten taftvoller Mensch,“ urteilte Frau von Redlinshausen, als Rainow, nachdem die Pferde ausgeschirrt waren, die Frage an sie richtete, wann die Herrschaften zurückzufahren wünschten. Er wolle sich dann inzwischen die Umgebung etwas ansehen.

„Wollen Sie sich nicht zu uns setzen?“ lud sie freundlich ein. „Sie stören ganz gewiß nicht.“

Er dankte mit einem hilflosen Wächeln, das sie ungemein schmerzhaft berührte. Sie würde ihn liebhaben und mit Freude an ihr Herz nehmen, wenn Lenore ihn ihr als Schwiegerohn brachte. Aber ihr Kind trug noch schwer an dem erfahrenen Leid und würde sobald keinem anderen Manne mehr vertrauen können.

Ihr Blick fiel auf Suse, die sich eben über Gradnits' Achsel lehnte, um irgend etwas, das er erzählte, besser zu hören. Wenn sie sich ihn, als Vater ihrer Töchter vorstellte, begann ihr Herz in dumpfer Beklemmung zu pochen. Ob Suse darüber hinwegkommen würde? Lenore hatte wohl nur einen ergeben stummten Blick des Vornurjes für sie, und Margret würde es als eine verrückte Schwalbe bezeichnen, daß sie, die Dreihundertzjährige, eine zweite Ehe eingehen wollte.

Sie hatte gar nicht darauf geachtet, daß Rainow sich verbeugte und dem Tore zuwärt. Nur Suses Augen folgten ihm unter halbverdeckten Lidern. Sie sah, wie er links einbog und die Anhöhe hinaufging. Das war ihm ähnlich, daß er sich nicht einmal einen Trunk Bier gönnte und nüchtern, wie er gekommen war, wieder nach Hause fuhr.

Für sechs Uhr hatte Frau von Redlinshausen den Wagen zur Wegfahrt gewünscht. Buntlich eine Viertelstunde früher, trat Dieter durch die Tür der Stallung. Er hatte die zwei Stunden, die er oben am Waldrande gelegen hatte, zu nichts

andern benötigt, als immer und immer wieder sein Gehirn anzustrengen; was tue ich, daß sie es auslitt, wieder nach Hause zu reiten. Gewiß, sie war auf dem Rücken der Pferde kein Reuling. Im Sattel nahm sie es mit jedem von dem Gute auf. Aber der Hengst war ein Ludervieh! Ein ganz verflagenes, heimtückisches Vieh, das den Sprung über den Graben tollficher auch nur aus irgendeiner Laune heraus getan hatte. Ein zweites Mal tat er ihn tollficher nicht mehr. Weber brach er sich und der Reiterin den Hals.

Blötzlich griff er sich an die Stirne. Wie dumm, daß ihm das nicht eher eingefallen war. Wenn er den Hengst an den Wagen nahm, mußte sie die Stute reiten.

Er begann dieser ungeläut den Sattel aufzulegen und den Hengst anzuschirren, als ein Schatten durch die etwas niedere Tür fiel. Suses verärgerte Stimme klang neben ihm. „Was glauben Sie denn eigentlich? — Sie halten mich wohl für blind! Sie können mir zehn Stuter zur Verfügung stellen, reiten zu ich doch keine, und wenn ich zu Fuß nach Hause gehen müßte.“

„Dann gehen Sie eben zu Fuß!“ sagte er tollbütig. Sie stand eine Minute sprachlos. Dann stog ein gereizter Blick zu ihm hinüber. „In wessen Dienst man steht, dessen Wünsche hat man zu erfüllen.“

Er verspürte sein Blut in den Ohren klingen und hatte Mühe sich zu beherrschen. Sie schlug ihn mit seinen eigenen Worten. Aber er gab es trotzdem nicht auf, sie umzustimmen. „Die Stute ist sammtromm!“ stellte er ihr vor.

„Eben deswegen!“ trumpfte sie und stampfte mit dem Fuße auf. „Gerade dieses Sammtromm-dummdäufse kann ich nicht leiden. Weber brach ich mir mit einem Drausgänger Hals und Bein, als daß ich —“

Sie kam nicht weiter! Er hatte nur zwei Schritte gebraucht, um zu ihr zu kommen. Seine Finger umspannten ihre beiden Handgelenke, daß sie vor Schmerz die Zähne aufeinanderbeißen mußte. „Sie werden die Stute reiten! — Die Stute!“ leuchtete er. „Haben Sie mich verstanden? — Und wenn ich den Hengst niederfallen müßte, auf keinem Rücken kommen Sie mir nicht nach Hause.“

Sie rang nach Wort und Atem und sog die Luft mit halbgeöffneten Lippen ein. „Das ist un-er-hört!“

„Ungehört oder nicht! Das ist mir gleich! Wollen Sie oder wollen Sie nicht!“

„Nein!“ In Troh und Jörn schrie sie es heraus. Nun erst recht nicht, weil er es wollte. Sie mochte und mochte ihm nicht den Willen tun. Seine Finger schraubten sich jetzt um ihre Gelenke, daß es ihr vor den Augen flimmerte. Ihr Kopf glitt hilflos gegen die kalte Wand. „Ich — werde schreien!“ würgte sie hervor.

„Das wirst du nicht!“ ein Mund verließ den ihren, daß ihr Weinen in einem leisen Wimmern erstarb. Dann lag er in schneidiger Blässe mit wundem Jucken frei. Rainnows flackernde Augen brannten in ihr Gesicht. „Suse! — Verzeihen Sie mir, Suse!“ Seine Hände tupften ihr mit dem weißen Seidentüchlein die Tränen von den Wangen. „Es war härter als alles, Sie können die Lammfrommen nicht leiden! Da wurde ich zum Drausgänger — Suse, sagen Sie mir nur ein Wort ob —“

Draußen kamen Schritte über das Hofpflaster. Rainow fuhr zurück und machte sich bei den Pferden zu schaffen. Mit zitternden Fingern strich die Redlinshauserin über die Augen und würgte das heilere Schluchzen hinab, das ihr die Kehle sprengen wollte.

„Suse, wo bleibst du denn?“ erklang Margrets spröde Stimme. Sie streckte den Kopf zur Türe herein und war befriedigt, als sie Rainow so weit von der Schwester entfernt bemerkte. Schließlich war ein Stall doch auch nicht der geeignete Ort, eine Liebeserklärung zu machen oder ein zärtliches Tei-a-Tei zu pflegen. Die Mama wünscht, daß du mit uns im Wagen nach Hause fährst. Es gewittert bereits,“ fügte sie bei. „Haben Sie vielleicht eine Decke mit, Herr Rainow, daß meine Schwester zu Ihnen auf den Bod kommen kann?“

„Gewiß, gnädiges Fräulein!“

„Wenn ich reite, bin ich zweimal so rasch zu Hause,“ warf Suse ein, aber es klang in scheuem Jögern.

„Du weißt, daß die Mama sich ängstigt,“ kam es gereizt. „Man muß nicht immer auf seinem Willen bestehen, sondern ihn auch einmal einem anderen unterordnen können. Also, es bleibt dabei! Der Hengst wird nicht gelastet, Herr Rainow!“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für diesen Befehl, gnädiges Fräulein.“

Margret, die bereits im Gehen begriffen war, hörte auf, sah noch einmal zurück, konnte aber nichts Verdächtiges gemahren und schlug den Weg nach dem Tische wieder ein, wo sich die anderen bereits zum Aufbruch rüsteten.

Rainow wartete noch eine Minute, dann ging er mit schleppeuden Füßen nach der Stelle hinüber, wo Suse noch immer gegen die Wand lehnte. „Ich bitte Sie noch einmal, zu verzeihen! — Wollen Sie?“

Er erhielt keine Antwort, und sog mit hörbarer Schwere die Luft in die Lungen. „Ich habe noch eine Frage, wenn Sie auch diese unbeantwortet lassen, werde ich meine Schlüsse daraus ziehen,“ entpreßte er seiner Kehle. „Können Sie mich — lieben?“

(Fortsetzung folgt.)



Neun Jahre unter der Erde

Die phantastischen Erlebnisse des Kanoniers Iwanow

Von Gregor Jarcho

Uebersetzt: Dammert's Verlagsanstalt G. m. b. H.

Von allen Kriegserlebnissen ist dies hier wohl das merkwürdigste und abenteuerlichste — und vielleicht auch das erschütterndste.

Bei Aufräumungsarbeiten in der polnischen Festung Ossowj wurde in einer verschütteten Kasette ein lebender russischer Soldat gefunden, ein Teilnehmer des Weltkrieges, der volle neun Jahre unter der Erde verbracht hatte. Die Explosion eines großen Geschosses machte den unglücklichen Mann bei lebendigem Weibe ein. Die ganze Zeit ernährte er sich von Nahrung und Miltankonserven, von denen er in den Kasetten ungeheure Mengen vorgefunden hatte. Auch der Vorrat an Werkzeugen reichte volle vier Jahre aus. Dann aber mußte der Gefangene fünf Jahre hindurch in absoluter Dunkelheit verbringen. Als man ihn fand, war er völlig bekrüppelt und machte den Eindruck eines gezeichneten Greises. Die ersten Strahlen der Sonne raubten ihm die Sehkraft. Nach und nach überwand er aber die Blindheit. Die polnischen Behörden schafften ihn zunächst nach Warschau, und von dort wurde er — vor nicht langer Zeit — weiter abgeholt in seine Heimat, ins Dongebiet.

Die Zerstörung der Forts

Die Festung Ossowj brannte im Feuer des Weltkrieges. Duzende Geschütze hatten die Forts in einem Umkreis von vielen Kilometern mit einem flammenden wüstenhaften Ort umgeben. Nicht für einen Augenblick setzte die Kanonade aus. Große Scheinwerfer glitten wie Radscheiben über den Himmel, überwarnten den Boden und legten verzäubernd helle Flecke auf die Hügel der Befestigungen, wo unter der Erdoberfläche Kanonen standen und Hunderttausende von Menschen lebten, die man Soldaten nannte. Schon jahrelang führten sie einen heldenhaften Kampf gegen ihre Feinde aus der anderen Seite. Unheilbringende Materien zündeten sich fast bis zu den Sternen hinauf, zerkleinerten in blutige Funken und erleuchteten noch größer die von den Scheinwerfern entdeckten Befestigungen. Dahin aber, wo sie hinwiesen, folgten ihnen Hunderte und Tausende von Tonnen ausgehauenen Eisens, das die eisentonierten, unterirdischen Gänge und Räume der Festung zerstören sollte. Die Erde zitterte wie bei einem Erdbeben.

In einer der unterirdischen Artilleriekasetten wurde heftig gearbeitet. Trotz der ungeheuren Gefahr, die wie eine schwarze Wolke über dem Gewölbe hing, trotz ihrer großen Mühseligkeit arbeiteten die Menschen ununterbrochen. Sie bewegten sich dabei ganz methodisch, etwa wie kleine Tiere eines großen Chronometers. Die elektrischen Birnen beleuchteten sie und die matten Leiber der gigantischen Geschütze, deren Mäuler aus dem kleinen Spalt der Fort-Kuppel hervorguckten.

Die mit Eisen versehenen Stiefelsohlen der Artilleristen schlugen laut gegen den Zementboden. Man hielt die mechanische Spindel der Geschütze mit Munition im Gange und ließ alle Augenblicke eine kleine Keimzelle hinunter, um Meldung zu erhalten und neue, zentnerschwere Geschosse anzufordern.

Auf das Kommando „Feuer“ rückte draußen der orangefarbene Blitz des Schusses auf, beulend und donnernd verließ das Geschütz das Kanonentrohr, und sofort setzten sich die Soldaten laufend und schweigend von neuem in Bewegung. Wenn sie, um nach unten zu gelangen, die Stahltür der Kasette aufzriffen, sahen sie in lange, tief unter der Erde liegende Gänge hinein.

Diese Gänge und die mit ihnen verbundenen Räume waren eigentlich ein kleines, abgeschlossenes, Städtchen für sich, das man kurz „Fort“ nannte. In den oberen der unterirdischen Stockwerke bei elektrischem Licht und gewissen Benennlichkeiten wohnten und ruhten die Artilleristen und die Soldaten der Genietruppe. Weiter unten lag ein Kasarret, dann folgten Küchen, Brotbäckereien und Vorratskammern. Im Augenblick benutzten das Fort außer der eigentlichen Besatzung noch ganze Regimenter von Infanteristen, die in zermürbendem Warten nicht wußten, wie man die Zeit bis zum entscheidenden Augenblick des zu erwartenden Sturmges am besten zuzubringen sollte.

In den letzten Tagen hatte sich das Artilleriefeuer bedeutend verstärkt und die Verteidiger des Forts waren von einer nervösen Unruhe ergriffen. Jedemal, wenn oben an der Erdoberfläche ein heftiges Geschütz freipierte, zuckten die Leute unwillkürlich zusammen, duckten sich und blickten verhalten nach der aus Eisenbeton bestehenden Decke des Gewölbes. Zunächst vernahm man einen grollenden Donner, der so lang, als ob eine ganze Felswand hereinbrechen würde, dann aber zerbrach sich durch alle unterirdischen Räume ein Echo, und die Gänge selbst dröhnten wie hohle Röhre. Die fremden Kanoniere schienen das Fort endlich gefunden zu haben.

Nun folgten mehrere heftige Detonationen hintereinander. Dann erscholl das Geböhrnen zusammenstürzender Steingewölbe, und die Kasette versank auf einmal in ein tiefes Dunkel. Das elektrische Licht erlosch, die Kanonenschwaden des explodierenden Geschosses schoben sich nach allen Richtungen vor und fanden keinen Ausweg. — Man war abgeschüttelt. Der einzige offen gebliebene Gang nach unten konnte ohne Lebensgefahr auch nicht mehr benutzt werden. Aber die Geschütze verlangten unerschrocken nach weiterer Speisung, und der Kommandeur befahl schließlich, neue Granaten von Hand zu Hand herbeizuschaffen.

Die Bemantung des zweiten Geschützes mußte wieder hinunter. Von diesen Kanonenschwaden umhüllt, bewegten sich die Soldaten langsam vorwärts. Nun aber hatten sie einige Schritte zurückgelegt, als in die von oben hereinerschlagene Welle plötzlich wieder eine schwere Granate hereinfiel und ausbrechend freipierte. Ihr folgten sofort viele kleinere Geschosse, und einige Minuten später waren die unterirdischen Gänge gänzlich zerstört.

Ein gellender Ausschrei der getroffenen Soldaten blieb ungehört in elementaren Geböhrnen der Detonationen und der zusammenstürzenden Eisenbetonmassen. Der Kanonier Iwanow brach plötzlich durch, stürzte in einen endlosen Abgrund hinein, fiel immer tiefer und tiefer und verlor das Bewußtsein.

Lebendig begraben

Niemand suchte den Kanonier Iwanow, weil man nur aus gut wußte, daß dort, wo ein solches Geschütz explodiert, von einem in der Nähe befindlichen Menschen hinterher nicht einmal eine Axtschneide mehr zu finden war.

Iwanow hatte keine Ahnung davon, wie lange er bewußtlos gewesen war und wo er sich befand. Ganz dunkel erinnerte er sich an das gelblichrote und schwarzgeräucherte Feuer der Explosion und an den endlosen Sturz. Jetzt aber war eine Grabeshölle um ihn, die ihm Radischwermes verursachte, und seine Ohren mit Stufen erfüllte, Gassen-erlöschte ihn. Rings herum war es so dunkel, daß er nicht einmal seine eigene Hand sehen konnte. Lange dachte er darüber nach, ob er nur phantasierte oder ob diese schwarze Grabeshölle das Dunkel seiner Bewußtlosigkeit war. Jeden Augenblick war Iwanow daran

gelegt, großes Tageslicht aufblitzen zu sehen und Menschenstimmen zu vernahmen. Ein brandiger Durst zerriß ihm die Brust. Er wollte sich erheben, aber da begann es ihn wieder zu schwindeln, und er verlor erneut das Bewußtsein.

In seinen Fieberträumen sah er Wasser. Zunächst nur genau so viel, wie man braucht, um den Durst zu stillen, dann aber ganze Bäche voll. Schließlich sah er sich selbst als kleinen Knaben am Ufer des ihm vertrauten Dons. Aber er durfte aus irgendeinem Grunde mit den Wesen nicht in Berührung kommen. Er hüthete und stürzte vor, aber sobald er das Wasser erreichen zu haben glaubte, wurde es gelblichbraun, verschwand, und von neuem trat das schwarze Schweigen ein.

II

Schließlich kam er endgültig zu sich. Er betastete sich den Kopf, die Hände und die Augen. Die Augen schienen unversehrt zu sein. Aber der Kopf, das Gesicht und die Hände waren von eingetrocknetem Blut überzogen. Das war sehr unangenehm. Iwanow hatte Angst, sich zu bewegen, da er nicht wußte, wo er sich befand. Vielleicht lag er auf irgendeinem Vorsprung, von dem er hinabstürzen konnte. Er rührte sich nicht. Als das blinde Schweigen der Dunkelheit und die Schmerzen völlig unerträglich wurden, zumal die Minuten so langsam dahinschlüpfen, als ob sie Jahre wären, beschloß Iwanow, diesen Abgrund zu überwinden und lieber ein Ende mit Schrecken herbeizuführen, als diesen Schrecken ohne Ende noch länger zu ertragen. Unwillkürlich schloß er die Augen, obwohl er nichts sehen konnte und trotz auf allen Vieren ein wenig vorwärts. Dann erhob er sich, schwanzte vor Schwäche und Kopfschwindel und machte einige Schritte.

Unter seinen Füßen waren glatte Steinflächen. Vor Freude stockte ihm der Atem. Plötzlich aber verlangte ihn ein neuer entsetzlicher Gedanke. War er etwa erblindet? Gitternd schob er seine Rechte in die Tasche, holte eine Schachtel Streichhölzer hervor und steckte eins davon an. Die kleine gelbe Flamme erleuchtete den im Dunkel müde gewordenen Augen wie eine leuchtende Sonne.

„Ich sehe! Ich sehe!“ rief Iwanow beglückt. Da vernahm er ganz in der Nähe ein Geräusch, das von fallenden Tropfen herrührte. Sein Durst drückte ihn mit neuer Gewalt, und vor seinen Augen begannen farbige Ringe zu treiben. Vor Schwäche sank er abermals zu Boden. Aber diesmal blieb er nicht lange liegen, sondern kroch weiter und steuerte dem Wassergeräusch zu. Der Durst trieb ihn vorwärts, und es gelang ihm, den Schwächeanfall zu überwinden. Als das verheißungsvolle Geräusch schon ganz nahe war, stündete er wieder ein Streichholz an.

„Wasser!“ rief er, kniete vor einer großen Lache nieder und begann gierig zu trinken. Vor Sonne schloß er erneut die Augen. Als er dabei wieder außer Atem kam, machte er eine kleine Pause und ruhte sich erst mal ein wenig aus. Dann aber begann er von neuem zu trinken. Schließlich überkam ihn der Wunsch, den funderbaren See, auf den er gestiegen war, auch zu sehen. Ein weiteres Streichholz flammte auf. Im Wasser erblickte Iwanow sein Spiegelbild und beugte sich wieder tiefer herab: halbierförmige gemalte Augen sahen zu ihm aus dem Wasser hervor. Er erschrak. Dann aber fing er an, das Blut vom Kopf wegzuschleudern. Dadurch wurden die Schmerzen etwas erträglicher. Daraufhin betastete er sich von neuem. Sein Knochen war gebrochen, er konnte sich gar nicht fortbewegen. Er spürte keinen Hunger und er dachte an nichts anderes, als nur daran, sobald wie möglich aus diesem fürchterlichen Kellergrab hinauszukommen. Als er dann zufällig auf den Gedanken kam, daß man ihn für vermisst halten und die Suche nach ihm aufgeben würde, überfiel es ihn einestmal. Ein Entsetzen riß ihn hoch. Er sprang auf und stürzte ins Dunkel, aber schon im nächsten Augenblick stolperte er und fiel um. Nun mußte er wieder zu seinen bereits zur Reize gebundenen Streichhölzern greifen. Er hatte es jedoch eilig, er lief immer weiter, er stieß andauernd gegen Fässer,

Risten und Kisten, über die er kletterte, denn er hoffte fest, daß er irgendwo oben einen Lichtstrahl erblicken und einen Ausweg finden würde. Aber ringsherum war immer noch dieselbe schwermelnde Nacht, und als Iwanow endlich vor Verzweiflung aufschrie, erscholl unter den hochgewölbten Betondecken gellend der einsame Ruf eines lebendig begrabenen Menschen.

Nach einer Weile machte Iwanow Halt und setzte sich erschöpft auf irgendeinen Balken. Er war ganz in Schweiß gebadet und wußte nicht, was er weiter tun sollte. Dabei betasteten seine Hände ganz unwillkürlich das weiche Etwas, auf dem er saß.

Schließlich regte sich seine Reugier und er untersuchte den Balken näher. Er war Berg. Die schwache Streichholzflamme erleuchtete zugleich aber wieder einige Ritzen, im Hintergrund ein offenes, eisernes Faß. Iwanow wußte, daß in solchen Fässern Kanonensplitter aufbewahrt wurde. Abermals schlich sich eine schwache Hoffnung in sein Herz. Er löste aus einer Ritze ein Brett, wickelte das kleine Ende in etwas Berg, tauchte es in das flüssige Kanonensplitt und zündete es an. Nun hatte er eine Fackel in der Hand. Ohne sich Gedanken darüber zu machen, daß er einen Brand verursachen könnte, schwenkte er seine Fackel hin und her und stürzte noch einmal vorwärts, um die Suche nach einem Ausgang fortzusetzen. Als er einige Minuten gelaufen war, geriet er in einen Wirrwarr von engen Gängen und begriff, daß er sich verirrt hatte. Ganze Pyramiden von Fässern und Ritzen erhoben sich zur hohen Betondecke, aber Iwanow interessierte sich fast gar nicht für den Inhalt und benutzte sie höchstens als Leitern, um nach oben zu klettern. Einmal gelang es ihm tatsächlich, die Decke zu erreichen. Ein Griff mit der Hand überzeugte ihn davon, daß diese Decke aus Eisenbeton bestand. Er war also zwecklos.

Er kroch wieder hinunter und lief wie ein geübtes Tier zurück. Dabei kam er auf den Gedanken, die Hände gleichfalls zu untersuchen. Er riefte die Ritzen zur Seite, rollte die Fässer fort und suchte nach einem Ausgang; er fand auch da keinen. An einer Stelle entdeckte er einen quadratischen Luftschacht, der irgendwo seitwärts abging, aber er war nicht breiter, als daß man gerade die Hand hineinsetzen konnte.

Er war schon ganz schlaf. Dennoch gab er die Suche nicht auf. Möglichst aber blieb er wie ein angewurzelt stehen. Von der Decke herab hingen riesige eckige Schichten des von den furchtbaren Geschossen zerwühlten Eisenbetons und gleich daneben — an der Wand — fand er noch einige Stufen der gestiegenen Treppe, die indessen durch den Einsturz der Decke völlig ungeschützt war. Erst jetzt begriff Iwanow, daß er in tiefer Kellergegend des Forts hinabgestürzt war, weit tiefer, als das Kasarret lag.

Ganz in der Nähe entdeckte er beim Licht seiner Fackel einen wahren Berg von Konserwendbüchsen. Nun sagte er sich, daß er wohl auf jene unterirdisch verborgenen Vorräte gestoßen war, von denen er schon früher gehört hatte, und die angeblich genügen sollten, um den Hunger jahrelang von der Bemantung des Forts fernzuhalten.

Indessen, was nützen sie ihm jetzt? Hilflos sah er sich nach allen Seiten um — was er jetzt brauchte, war ein Brecheisen oder eine Spitzhacke. Denn er war sich klar: er war bei lebendigem Leibe begraben!

In einem Anfall von Verzweiflung stürzte er zu den schweren Eisenbetonschichten vor, steckte die Hände zwischen die schweren Kanten und brüllte auf wie ein wildes Tier, das man an die Kette gelegt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Welt und Leben

Studium ohne Vergünstigungen. Angesichts der großen Zahl der Reifeprüflinge, der Überfüllung der Hochschulen und des akademischen Arbeitsmarktes haben die Unterrichtsverwaltungen der Länder im Anschluß an die kürzlich bekanntgegebene Verfügung des Reichsinnenministers die Durchführung einer Vereinbarung beschlossen, durch die der Zugang der Reifeprüflinge zu den Hochschulen geregelt wird. Danach stellt die Prüfungsbehörde jeder Schule für jeden einzelnen Reifeprüfling einen Nachweis fest, ob ihm von Hochschulstudium abgesehen ist. Wer dieses trotz des Abtrates ergreift, kann nicht damit rechnen, irgendwelche Studienvergünstigungen zu erhalten.

Den 9. März 1933.

Draußen auf dem städtischen Fußballplatz an der Türkenstraße war heute ein lebhaftes Getriebe. Die Stadt verkaufte ihre überzähligen Pferde. Viele auswärtige Käufer waren da, so daß die Pferde alle einen guten Abzug fanden. Es wurden Höchstpreise bis 1200 Mark erzielt. Also auch für die städtischen Pferde kommt die neue amerikanische Heilweise der Technokratie zu spät. Auch sie sind dem Volokod Tschalk zum Opfer gefallen. — In der Fräule haben auch die unbemannten Ballonaufstiege der meteorologischen Station des Professor Regener zu Forschungszwecken erneut stattgefunden. Die Ballone sind aus Gummi und mit Registrierapparaten zur Höhenstrahlungsmessung versehen. Die Fäden der Ballone werden gebeten, die angehängten Ballone sofort an die zuständige Landeswetterwarte, Büchsenstraße 56, abzuliefern. Professor Regener hat mit dieser Art wissenschaftlicher Forschung weit wichtigere Ergebnisse in der Höhenstrahlungsforschung erreicht, als seine weltberühmte Reford-Konturierung Sicard.

Den 11. März 1933.

Runmehr liegt auch der städtische Etat für 1933 vor. Er schließt mit einem Fehlbetrag von 1,13 Millionen Mark ab. Die Ausgaben sind auf 134,5 und die Einnahmen auf 133,1 Millionen Mark festgelegt. Die Hauptaufgabe war, eine neue steuerliche Belastung zu vermeiden. Darum wurde auch eine Erhöhung der fünfstufigen Bürgersteuer nicht weiter vorgenommen. Leider konnte aber auf eine härtere Derangierung der Biersteuer nicht verzichtet werden. Das Rebrertragnis wird daraus auf 300 000 Mark beziffert. Die ganze Gestaltung des städtischen Haushaltswurdes ist noch so verhältnismäßig gut ausgefallen, weil die Fonds- und Restmittel und die Wertabschreibungen der städtischen Werte weitgehend zum Ausgleich der Bilanz herangezogen werden konnten. Hätte man davon abgesehen, dann wären 37 Millionen mehr Belastung übrig geblieben. Die gesamten städtischen Betriebe liefern für den Haushalt ungefähr 6 Millionen ab. Volkswirtschaftlich ist ja eine solche starke Abschreibung nicht zu befürworten, aber in der finanziellen Zwangslage des städtischen Selbstverwaltungsorgans muß man froh sein, daß man noch Reserven zu Rückgriffen überhaupt vorräufig hat. Grundsätzlich ist zu sagen, daß die Reform unserer kommunalen Finanzwirtschaft mit der Neuordnung der Finanzpolitik in Reich und Ländern dringend und schnell nötig geworden ist. — Die Einnahmen aus den städtischen Högarteln sind im Etat dieses Jahres nur mit 800 000 Mark errechnet. Voriges Jahr prangte darin noch die stolze Summe von 1800 000 Mark, die aber natürlich niemals einging. Die Betriebe rentierten sich schon längst nicht mehr und niemand weiß eigentlich, warum man den Verkauf der Güter immer noch verzögert. — Erhöht wurden die Ausgaben bei der Feuerweh von 644 000 Mark auf 855 000; für Aufschüsse an Anstalten und gemeinnützige Vereine sind 70 000 Mark gegen 757 000 Mark letzten Jahres vorgesehen. Für die Gemeindefinanz hat das Bürgermeisteramt vorstichgerweise fast 16 Millionen zur 14 Millionen in Ansatz gebracht. Auch der Anteil der Reichs Einkommensteuer wurde mit einer Million niedriger bewertet, so daß nur noch 3,4 Millionen eingestuft sind.

Stuttgarter Tagebuch

Den 7. März 1933.

Der März war schon immer ein revolutionärer Marsch gemein. Nun hat er wieder einen neuen Umsturz in sein Reichthum zu schneiden. Fast über Nacht haben sich unsere politischen Verhältnisse auf den Kopf gestellt. Das ging und bedürftigen Schwaben doch zu schnell. Wenn wir nicht das Radio gehabt hätten, wir hätten bei Gott noch das Erwachen verpasst und verschlafen. Da war diesmal schon präzisier Schmeiß dahinter. Bei den Wahlen waren wir noch der Seideste der gegenseitigen Meinungen mit kühlem Blute bei der Sache. Wir waren in dieser Hinsicht ein Vorbild für andere Städte, wir haben maßvoll und diszipliniert in beiden Lagern, dem rechten und dem linken, zu kämpfen verstanden und sowohl Sieg als Niederlage in Würde aufgenommen. Am geschlagenen mußte die Deutsche Volkspartei sich aus ihrer leitenden Stellung zurückziehen; „Friedland, deine Sterne sind erloschen“. Für die Linksparteien haben die Verbote und Preisbeschränkungen wie ein Märzsturm gewirkt. Heute aber, zwei Tage nach der Wahl, sind wir schon einen schnelleren Wind gewohnt. Die politischen Wüter der November-Revolution 18 werden von ihren Kindern in die hohe Schule der Revolutions-Taktik geschickt. Man lernt nie aus. Aber zur Konvention der Lehre werden sie es wohl nie mehr bringen. Das letzte Lichtlein der vormärzlichen Revolution — die marxistische Presse — ist am Erlöschen. SA haben die Druckereien besetzt und die Betriebe geschlossen. Wo der Mantel fällt, muß der Herzog nach. — Ohne Presse ist die Partei ein verlorener Arzgeheuer ohne Feldherr. Für die bürgerliche Presse arbeitet die allmächtige Schere der Zensur. Daher tauchen die Blätter heute alle schon in Braun — sonst werden die Blätter erst im Herbst braun — aber diesmal schon im März; das Wunder ist über Nacht geschehen.

Den 8. März 1933.

Trotzdem, oder vielmehr erst recht jetzt, ist unser Stuttgart eine Stadt, in der sich leben läßt. Das hat auch unser Bild Reichert, das Reichthum humorvoller schwäbischer Wanderei, gedacht. Nachdem er sich gut ein paar Wochen in der europäischen Geographie herumgeschauert hat, ist er heute wieder „nach eingereicht“ mit neuen Einwürfen in seine eigentliche Wirkungskreise, ins Kavalkon Exzellenz, zurückgekehrt. Dort schwebelt er jetzt seine Schwänke, Wäse und Glöcken weiter und bringt selbst seine Pöbderer am Radio zum Vahren. Wäse gehört zum Inventar in Stuttgart, er ist ein Stück schwäbischen Volkstums in Verlos geworden. Dazu ist er noch ein ganz gewöhnlicher Schwabe. — Wir Schwaben sind alle helle — ganz wäre er schon wie andere Prominenten; auf Gastspielreisen nach Amerika und hätte seine Dollars dort, jetzt nicht mehr zur Heimreise von der Bank gebracht. Statt dessen hat er jetzt vergnüglich im Exzellenz und schwebelt abendlich seine nächsten Schläger: „Bitte recht schonend“ zum Ergötzen seiner Stuttgarter Landeskente herant.